

Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 31

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31
XVI. Jahrgang
1926

Bern
31. Juli
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Brähler, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Mütter (zum 1. August 1926).

Von Ernst Oser.

Kein Scherflein diene dem Feste
So gut, wie euch im Land.
Ihr schenkt uns das Höchste, Beste,
Ihr Mütter, mit sorgender Hand.

Keinen Herzschlag gibt es auf Erden,
Ihr Mütter, dem euern gleich.
Das Leben laßt ihr werden,
Die Welt macht ihr so reich.

Und birgt das schützende Linnen
Ein Kindlein zart und schwach,
Ob auch die Stunden zerrinnen,
Die Mutterliebe bleibt wach.

In vielen weinenden Nächten,
Durch manchen bitteren Tag —
Und ob sie das Schlimmste brächten —
Nie ward eure Treue zag.

Und wenn ein zehrendes Leiden
Euch selber in Banden schlug,
Wenn Kummer, Sorgen und Meiden
Brachen der Kräfte Flug,

Dann war es das größte Lieben,
Die doch des Kindes gedacht,
Die trotz des Geschicks Hieben
Ihm mutig noch zugelacht.

In allen den weiten Welten
Ging stets ein Wunder auf.
Ob Völker und Zeiten zerschellten,
Es nahm seinen ewigen Lauf.

Das Wunder heißt: Muttertreue.
Es leuchtet, ein goldener Stern.
Einst schon, auf dürftiger Streue,
Barg es den Heiland, den Herrn.

Das Wunder ist uns geblieben.
Seht dort! Ein Mütterlein
Mit seines Lebens Lieben
Ging es zum Tode ein.

Seht hier! In der Blüte der Jahre
Liegt sieh ein junges Weib.
Die Kraft, jene wunderbare,
Hält noch ihren kranken Leib.

Sie will dem Kindlein gesunden,
Das sie in Nöten gebar ...
Wer stillt ihre Sorgen und Wunden?
Wer bannt ihres Leidens Gefahr?

Helft, helft, ihr Eidgenossen,
Es gilt einem hohen Fest!
Wir halten den Bund geschlossen
In Nord, Süd, Ost und West!

Mütter! Den Tag zu ehren,
Öffnen wir alle die Hand.

Gilt's eurer Not zu wehren,
Gibt froh das ganze Land!

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Hugenberg.

6

Unversehens stand jetzt der Spleiß neben ihnen. Sabine mußte ihn auch bemerkt haben; aber sie tat nicht dergleichen. Nun fragte er sie mit einer höflichen Verneigung um den nächsten Volka.

Heinrich wußte, daß sie nicht wohl nein sagen durfte. Dennoch gab ihm ihre freundliche Zusage einen Stich durchs Herz. Während der Tanz begann, drückte er sich, ohne den beiden auch nur nachzusehen, hinaus und stieg langsam nach der Stube hinab. Er setzte sich an seinen alten Platz und plauderte mit dem Schmied Eptinger, wie wenn nichts gewesen wäre.

Freilich litt es ihn nie lange auf seinem Stuhl. Aber so oft er mit einem lauernden Blick droben an der Saaltür Ausschau hielt, immer waren der Spleiß und Sabine zusammen ein Paar. Heinrich wunderte sich eigentlich gar nicht so sehr, daß für den Spleiß sonst kein Mädchen da

zu sein schien, nicht einmal Vina Amberger, die sich jetzt bescheiden mit dem Jakob-Heinrich begnügen mußte.

Er kam allgemach zur Ueberzeugung, daß er da nichts mehr zu suchen habe und überhaupt für heute ganz überflüssig sei. Um dem Jahrestag doch gewissermaßen einen Abschluß zu geben, bestellte er sich drunten ein Gericht Rutteln. Nachdem er mit Essen fertig war, ging er hinaus und setzte sich unschlüssig auf die für die Fuhrwerke auf dem freien Platz angebrachte Querstange. Fast unbewußt zog er die verschrumpfte Papiertüte aus der Tasche und knusperte an einem klebrigen Zuckerküde. Jenseits der Straße sah er in dunklen Umrissen das väterliche Heimwesen stehen, es kam ihm in diesem Augenblick arm und unwert vor. Jedesmal, wenn droben wieder ein Tanz begann, hielt er sich mit beiden Händen die Ohren zu, um die verhassten Töne nicht hören zu müssen.

Da zupfte ihn unversehens jemand leise am Rockärmel. Sabine Bucher stand hinter ihm.

„Ich hab' dich lang warten lassen“, sagte sie etwas unsicher. „Wollen wir jetzt gehen?“ Es lag eine gewisse verstörte Hast in ihrem Wesen. Sie sah sich zweimal verstockt um, ob ihr niemand folge.

Heinrich konnte das Merkwürdige nicht gleich fassen. „Jaa — — seid ihr jetzt schon fertig miteinander?“ fragte er beinahe grob.

Als sie hierüber stutzig wurde, glaubte er sich rasch verbessern zu müssen. „Hä, natürlich komm' ich. Zu was wär' ich denn sonst da? ...“

Die letzten Worte fielen etwas spitzig aus. Dabei blieb er wie angewachsen auf der Stange sitzen.

Nun faßte sie ihn leicht am Handgelenk. „Gelt — bitte! Du machst sonst, daß ich nicht fortkomme. Es ist mir daran gelegen! ...“

Er verstand immer noch nicht recht, gab aber doch ihrem Drängen nach und schritt neben ihr die Dorfstraße hinauf; erst langsam und zögernd, dann nach und nach, von ihrer Eile angestekt, etwas schneller.

Bei den letzten Häusern ließ ihre Hast unvermittelt nach. Das legte er so aus, als fange sie bereits an, ihre Flucht zu bereuen.

Er blieb stehen und sah sie durch die Dunkelheit von der Seite an: „Du wärst vielleicht doch noch gern geblieben?“ fragte er mißtrauisch.

Sie mußte sich ein wenig besinnen. „Warum? ...“ Aus dem Ton ihrer Frage klang es wie ein leises Zugeständnis.

Dann lachte sie gezwungen. „Wer mit seinem Schutzengel gehen muß, fragt nicht, ob gern oder ungern.“

Sie waren nun wieder ein paar Schritte gegangen. Er laute an ihren Worten herum und konnte nicht klug werden. Vielleicht befolgte sie bloß den Willen ihrer besorgten Mutter, indem sie jetzt schon heimging. Und mit ihm.

„Aus dir kommt man nie ganz“, sagte er bekümmert.

„Aus dir noch viel weniger“, gab sie unwillig zurück.

Heinrich konnte nichts dafür, es kam plötzlich wieder eine Welle von Zorn und Eifersucht in ihm hoch. Zorn gegen sich selber und seine Unbeholfenheit, und Neid gegen den Glücklichen, der ihm sein Mädchen weggestohlen. Denn es war ihm auf Augenblicke, als gehe nur Sabinens Schatten neben ihm her, sie selber aber, ihr blutvolles Leben liege nach wie vor in den Armen ihres Tänzers im RöhliSaale.

„Du mußt denn also nicht glauben, du seiest mir etwas schuldig“, brachte er trocken vor, gewissermaßen gegen seinen eigenen Willen. „Ich meine, wegen dem Versprechen. Gewiß, wenn du halt lieber ...“

Sie hielt die Schritte an. „Was lieber?“ ... Ihre Worte klangen fremd und feindlich. „Wenn es so ist — —“, sie sann eine Weile nach, die Augen unverwandt an den Boden geheftet. Dann kehrte sie sich mit einem Ruck von ihm ab und eilte leichtfüßig mit fliegenden Röcken den Weg zurück, den sie eben mit ihm gekommen war.

Er stand lange regungslos und sah ihr nach. „Du bist ein Ramel gewesen!“ sagte er ganz laut zu sich selber.

Als Heinrich ungefähr eine Stunde später wieder neben anderen Gaffenden unter der Tür des RöhliSaales stand, konnte er das Gewoge der Tanzenden nicht mehr ganz

klaren Auges überschauen. Er fühlte das deutlich, und ebenso sehr das Unvermögen, sein eigenes Ich restlos in seine Gewalt zu bringen.

Sabine tanzte mit Spleiß. Das hatte er sich nicht anders gedacht; aber er mußte sich doch immer wieder unsicheren Blickes davon überzeugen. Die Wangen des Mädchens waren warm geworden. Ein paar Locken ihres mühsam glattgekämmten Haars hatten sich auf ihre frühere Unbotmäßigkeit besonnen; als zierliche Fähnlein der Lust flatterten sie vergnüglich im Kreise mit.

Sin und wieder schwahte ihr Tänzer zwei, drei Worte mit ihr und sah sie dabei durch einen Schimmer von Weinfreude hindurch an. Es war Heinrich, als trinke der Glückliche alle Süße aus ihren Augen fort. Nicht als ein Gottgeschenk, nein, nur als das Glitterangebinde eines gutgelaunten Zufalls. Und ein anderer hätte an dem Schatz ein ganzes Leben lang zehren können! ...

Während einer Tanzpause leistete sich Heinrich das kleine Vergnügen, mit der offenen Zuckerdüte lachend und grölend von einem Paar zum andern zu gehen und die Mädchen von seinem Gerstenzucker naschen zu lassen, wobei er sich in seinem ausgelassenen Tun selber unwirklich und schattenhaft vorkam. Auch Sabine Bucher, die mit Speiß nahe beim Saaleingang stand, mußte ein Stücklein nehmen. Sie dankte mit zierlicher Befangenheit, ohne ihn anzusehen.

Nachdem er sich bereits von den beiden weggewandt hatte, kehrte er sich noch einmal wie unwillkürlich gegen Spleiß um und sagte grob und unvermittelt:

„Die Zugereisten gehörten von Rechts wegen um diese Zeit heim.“

Der so Angerempelte maß ihn mit dem verächtlichen Blick des Ueberlegenen. „Du kannst mich heiraten, wenn du Geld hast!“ höhnte er mit geringschätzigem Spott.

In der gleichen Sekunde hatten sich die beiden schon gefaßt. Sperrend und keuchend, jeder unter äußerster Kraftanstrengung, suchte einer den anderen zur Türöffnung hinauszustoßen. Ein paar unzulängliche Beschwichtigungsversuche hatten keinen Erfolg, auch dann nicht, als sich die hitzigen Kampfhähne bereits draußen im schmalen Gang hin und her zerrten, offensichtlich der nahen Stiegenlücke zustrebend.

„Haltet sie fest. Es gibt etwas Dummes!“ riefen jetzt viele Stimmen durcheinander. Aber es war zu spät: polternd schlugen die Ringenden jetzt kopfüber die steile Treppe hinunter.

Heinrich Leng mußte besinnungslos in eine Kammer getragen werden, wo er indes bald wieder zu sich selber kam, während der Spleiß mit einem verstauchten Fuße sich zur Not nach Hause schleppen konnte. Als sich unter anderen auch Sabine Bucher nach Heinrichs Befinden erkundigen wollte, bedeutete ihr dieser mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung, daß ihm an ihrem Trost nichts gelegen sei. „Dir zulieb hab' ich's eineweg nicht getan“, sagte er unfreundlich. „Bloß weil's mir Freude gemacht hat. Und fertig ist fertig.“

Noch in der gleichen Woche wußte man im Dorf, daß Sabine nun ihrer Mutter den Gefallen getan und den wenig verlockenden Dienst bei der Erbbase in Litten- schwand neuerdings angetreten habe. Sie habe sich vor dem



Das Rättli, die Wiege des Schweizerbundes. (Nach einem alten Stich.)

Fortgehen bei der Zeltegg-Rosine verschworen, man werde sie am Lenkenberg zwei Jahre nicht mehr sehen.

„Fertig ist fertig“, sagte Heinrich im Hausgang leise zu sich selber, nachdem ihm Annette die Neuigkeit geschwägigen Tones hinterbracht hatte. „Aber schuld bin ich doch daran, daß sie jetzt da leben muß, wo sie nicht daheim ist und wo ihr alles wider den Strich geht.“

Was den Käser Spleiß anbetrifft, so hatte der am Sonntag das letzte Mal als Lediger im Rößli-aal getanzt; schon drei Wochen später mußte er daheim den Hochzeitsrock anziehen. Sein Vater, hieß es, habe ihn nach der richtigen, rechten Art in die Schuhe gestellt, und Grund zum Vorwärtsmachen sei da eineweg vorhanden gewesen.

Sechstes Kapitel.

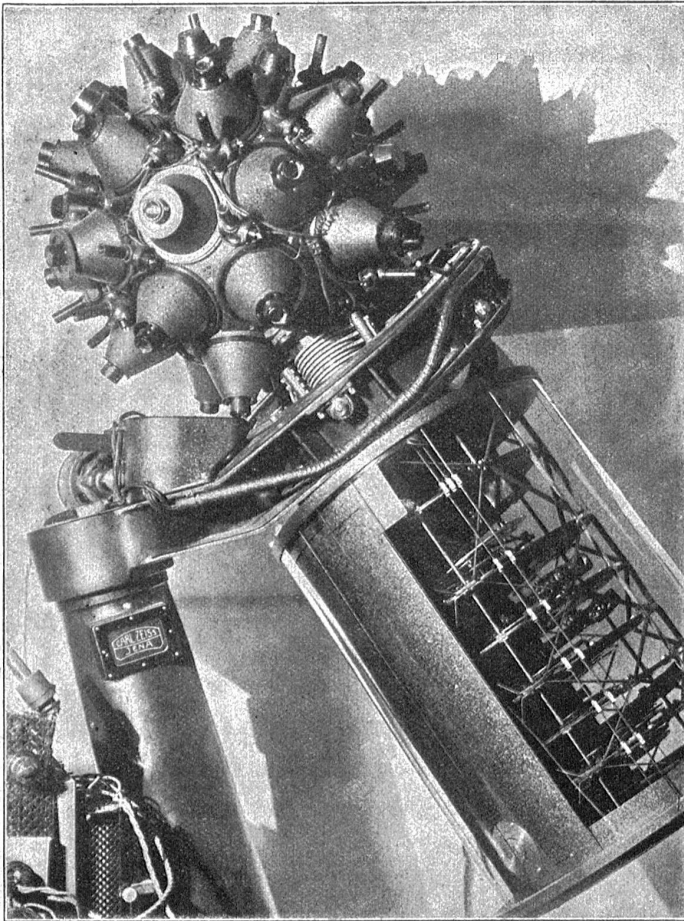
Uns tägliches Brot.

Um diese Zeit mußte es geschehen, daß den Lenkenmarti die große Niederlage seines Lebens traf. Der plötzliche, unerwartete Verlust der Jahr und Tag innegehabten Straßenwärterstelle und die Unmöglichkeit, anderweitigen Nebenverdienst aufzutreiben, zwangen ihn in die mißliche Lage, für sich und seinen Jungen da Arbeit zu nehmen, wo sie zu haben war: im Gemeindewald derer von Kasparshub. Der Ertrag des schmalen Gütlehens reichte eben nicht

sehr weit; und jeden Herbst kam unerbittlich der gefürchtete Martinitag, an dem der Jahreszins für die achttausend Franken fällig wurde, die der Entenmoos auf dem Heimwesen stehen hatte. Das wenige, das Annette beim Nebwerk verdiente, legte sie mit rührender Gewissenhaftigkeit für ihre Aussteuer beiseite, und noch manchen geschmuggelten Baken dazu, obschon ihr der Vater jeden Tag dreimal versicherte, sie werde so wenig einen Mann bekommen, als er das große Los in der Hamburger Lotterie.

Der Lenkenmarti sperrte sich mit Händen und Füßen, bevor er in den sauern Apfel biß. Er fragte in dem andert-halb Stunden weit entfernten Gräpnacher Hobelwerk an, jeder Handlangerdienst wäre ihm anständig gewesen, auch beim Verwalter des Heimensberger Schloßgutes sprach er vor, wo es sonst immer, wenigstens den Sommer über, etwas zu verdienen gab. Aber überall hieß es, man sei bereits zum Ueberfluß mit Leuten versehen, und man könne nicht auf die warten, die so hintendrein kämen, wenn alle Märkte verlaufen seien.

Im Anfang schien es ihm schlechterdings ganz undenkbar. Jeden zweiten Samstag würde er in der Stube des Försters Steinli in Kasparshub stehen und mit der Mühe in der Hand bescheidenlich auf die Ausrichtung des Zweiwochenlohnes warten! Und vielleicht mußte er sogar im



Das Instrument des Zeiss-Planetariums.

Teuffenwald schaffen, von dem jedes Kind wußte, daß er von Rechts wegen denen von Lenkenholz gehörte, indem der schöne Besitz zu einer Zeit, da man Waldeigentum noch nicht zu schätzen wußte, durch eine gewissenlose Lenkerholzer Ortsbehörde beim Kartenspiel an die von Rasparshub vertrödelt worden war. —

Aber in der Not frist der Teufel Fliegen. In der Not fand der Lenkenmari den Weg nach Rasparshub hinab. Und der Förster Steinli zeigte sich keineswegs ungnädig, als das steife, zähe Männlein ihm sein Anliegen vorbrachte. Denn der Forstmeister Knell von Schmelzach war just da wegen der neuen Waldstraße durchs Teuffenholz. —

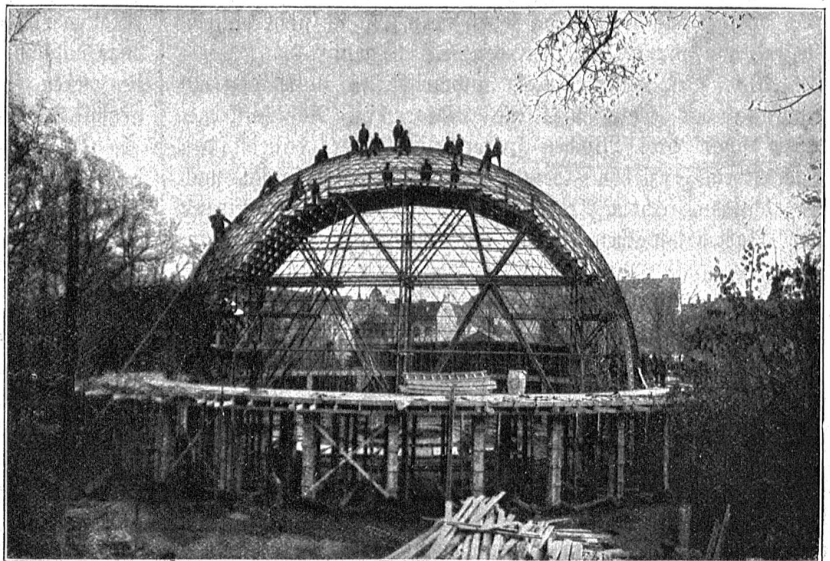
Ja, es gab Arbeit, Arbeit, so viel man wollte. Der Steinli hat seine glatteste Sonntagsmiene auf, während er das sagte. Es war seine Art, sich immer besondere Mühe zu geben, daß auf seinem Gesicht geschrieben stand: Ich bin ein ehrbarer, ernsthafter Mensch, mir wird nie einer etwas anhaben können. Aber dahinter konnte man ohne Not lesen: „Wenn etwas Schlechtes ausgedacht werden muß, mach ich's zum halben Preis.“ Nicht umsonst hieß es am Lenkenberg, wenn der Steinli so groß wäre wie schlecht, könnte er aus dem Dachfenel trinken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Planetarium.

Das deutsche Volk marschiert zweifellos an der Spitze was Schul- und Volksbildung anbelangt. Es hat die best eingerichteten Schulanstalten und gibt ungezählte Millionen aus zur Aufklärung seiner heranwachsenden Jugend. Wir denken da an die vor kurzem eröffnete großartige Ausstellung für Gesundheitspflege und Leibesübung, die mit raffinierten Mitteln der Anschauung dem Volke gesundheitsfördernde Grundsätze einpflanzen will. Wir Schweizer nutzen in ganz besonderem Maße die Anregungen, die von der deutschen Schule ausgehen. So werden wir vermutlich bald auch in Zürich, Basel oder in einer andern Schweizerstadt das erste Planetarium erstehen sehen.

Das Planetarium ist die neueste Schöpfung deutschen Geistes, die der Volksbildung dienen will. Es ist eine Einrichtung zur Veranschaulichung der Bewegungsvorgänge im Weltall. Die Kenntnis der kosmischen Zusammenhänge ist je und je ein geistiges Gut gewesen, nach dem die Menschheit ein sehnliches Verlangen in sich trägt. Diesem Verlangen wollten die Konstrukteure des Planetarium entgegenkommen. Auf die denkbar bequemste Weise kommt hier das Volk zu Vorstellungen über den Lauf der Gestirne. Es zahlt ein kleines Eintrittsgeld und blickt, in bequemen Stühlen sitzend, an die Decke eines Kuppelsaales. Die elektrischen Lampen werden ausgedreht, dunkle Nacht umfängt das Publikum. Nun blitzen droben am Gewölbe einzelne Lichtlein auf, dann immer mehr und immer mehr. Der Zuschauer glaubt im Freien zu sitzen, über sich das sternbesäte Firmament. Plötzlich am Horizont ein Leuchten: die leuchtende Scheibe des Vollmondes erscheint, erst bloß mit ihrem oberen Rand, dann steigt sie höher, wird rund und voll und schwebt endlich ganz über dem Horizonte; die Sternbilder: Großer Bär, Leier, Orion, Kassiopäa verblassen — die Illusion des Weltraumes ist vollständig; man vergißt, daß man in einem Gebäude sitzt, über sich eine feste Decke; man glaubt, die Fixsterne aus tiefsten Himmelsräumen erstrahlen zu sehen und glaubt an das Wunder der Milchstraße über sich. Und nun das Sensationelle an der sonderbaren Täuschung: die ganze unendliche Sternenschar bewegt sich. Die Fixsterne: Polarstern, Wega, Altair, Aldebaran, Arktur, Sirius, Rastor und Polux und wie die Größen alle heißen, sie und die Tausende ihrer kleinern Geschwister bewegen sich in einem Sinne; aber eigenwillig wandeln die Planeten Venus, Mars, Jupiter und wandelt der Trabant der Erde,



Kuppelkonstruktion. (Rethwerk-kuppel des Projektionsraumes des Jenaer Planetariums im Bau.)